

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 155.

Berlin, Sonnabend den 28. Dezember

1844.

Frankreich.

Zules Janin über den gallischen Rhetor Aufonius.

Wir lernen hier den Aufonius von einer Seite her kennen, woher wir uns dessen nicht vermuthet hätten. Wenn daher auch der Rhetor unseren Lesern gleichgültig seyn mag, so ist es vielleicht nicht sein Geschichtsschreiber. Jules Janin schreibt Geschichte auf dieselbe glänzende Weise, wie er Romane und Kritiken schreibt. Er reißt ein paar Blätter aus einem Folianten, taucht sie in die Farben des Regenbogens und fährt uns damit vor den Augen hin und her, so daß wir wohl zuweilen ein Wort des Textes erwischen. Wir können auch damit zufrieden seyn, denn es beunruhigt uns wenig, ob uns das eine oder das andere Jahr im Leben des Aufonius dunkel bleibt.

Wenn einmal, so redet er seine Leser an, die Einbildungskraft der Romanschreiber erschöpft seyn wird und ihr, von erfundenen Abenteuern überfättigt, auch an den Fingern alle Combinationen jenes ungeheuren Trispartspiels werdet abzählen können, das darauf beruht, wie man sein Auditorium eine Stunde lang wach erhalte: dann kommt vielleicht, wenn die Leser nicht schon vor Langeweile gestorben sind, eine Zeit, wo man zu ernstern Studien zurückkehrt. Literatur und Geschichte, die besten Zerstreuungen eines gebildeten Geistes, werden ohne Zweifel eines Tages in diese ihre Würde wieder eingeseht werden, denn unsere jetzige Unterhaltungs-Lektüre muß an der zunehmenden Ermüdung der Schreibenden und der Unaufmerksamkeit der Lesenden zu Grunde gehen. Indessen aber, da dieser glückliche Tag noch nicht erschienen ist und vielleicht erst über unseren Gräbern aufgehen wird, mag man uns erlauben, schüchternen Schrittes mit irgend einer vergessenen historischen Erinnerung zwischen den heut vollendeten und den morgen anfangenden Roman zu treten. Diesmal z. B. möchte ich euch einen sonderbaren Mann vorstellen, einen Mann, der halb Gallier, halb Römer, halb Christ, halb Heide, heut Grammatiker, Philosoph und Dichter, morgen römischer Consul war, der seine Frau innig liebte, aber nicht weniger seine schönsten Sklavinnen, der des Morgens die Messe hörte und, wenn der Abend kam, die profanen Lieder des Petronius sang. Vielleicht komme ich euch recht, weil ich unerwartet komme, vielleicht, da ihr den Märchen der Gargantua's aus den Lesekabinetten mit Vergnügen zuhören konntet, gewinne ich auch für meinen Mann euer Interesse. Er heißt Aufonius, war ein lateinischer Schriftsteller und lebte im vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung in der Stadt Bordeaux.

Um den Lesern nicht die dramatische Erzählungsform vorzuenthalten, an die sie durch die Romanschreiber gewöhnt sind, beschreibt Janin Aufonius' Jugendleben und Familienverhältnisse mit dessen eigenen Worten. Wir erfahren da, daß Aufonius gelehrte und berühmte Ahnen gehabt habe und sein Vater ein moralisch und wissenschaftlich musterhafter Arzt gewesen sey. Der künftige Rhetor wurde in den Schulen von Bordeaux erzogen. Bordeaux war im dritten und vierten Jahrhundert, wie wir jetzt zu sagen pflegen, eine Metropole der Intelligenz. Sie blühte unter römischem und griechischem Einflusse, und ob sie gleich christlich war, so las man dennoch dort zu viel Virgil und Homer, als daß man die alten Götter und ihren Schilling, die Kunst, hätte vergessen sollen. Zu dieser Zeit herrscht in der römischen Welt noch Ruhe. Die Barbaren regen sich wohl, aber ganz in der Ferne. Die römischen Kaiser lieben Gallien wie ein zweites Vaterland. Noch zweifelt Niemand an der Unsterblichkeit Roms, Niemand denkt an die möglichen Ereignisse, die ein künftiges Jahrhundert bringen könnte, und im Schutze dieser Ruhe gedeihen die Arbeiten des Geistes im südlichen Gallien, das einer einzigen großen Schule zu vergleichen ist, denn wir sprechen von dem Zeitalter der Grammatiker und Rhetoren. Nehme man aber das Wort Rhetor nicht in schlechtem Sinne. Damals verstand man darunter einen Mann, der zugleich Dichter, Professor und Advokat war. Gallien aber galt in jener Epoche für Roms Borrathskammer großer Männer. In seinen Rhetoren flackerte noch einmal die Fackel des römischen Genies auf, ehe sie erlosch. Sie haben die Grazie des Antiken, wenn auch nicht seine Kraft, noch einmal der Welt gezeigt, ehe sie von den Füßen der Barbaren zertreten wurde. Nächst den Rhetoren machten den Ruhm jener Zeit die Grammatiker. Sie wachten über die Schätze der klassischen Sprachen, die schon aus dem Leben in die Leihbibliotheken zurückgedrängt wurden. Oft erhoben sie sich auch bis zur Beredsamkeit, denn diese Kunst war aus der Hinterlassenschaft des alten Griechenlands dem südlichen Frankreich zugefallen, das mit dem Vaterland der Künste schon so früh verbunden war. Und dieses Erbtheil hat es bis in die neueste Zeit bewahrt, denn

Flozier, Massillon, Mirabeau, alle Männer der Gironde, Thiers und Guizot sind Kinder dieses Bodens.

Wie sehr die Rhetoren in Ehren standen, mögen die Reskripte der Kaiser Konstantin und Valentinian zeigen, in denen die Professoren mit ihren Frauen und Kindern von allen Abgaben frei erklärt werden. Sie brauchten weder in den Milizen zu dienen, noch irgend eine schwere Arbeit zu Gunsten des Staates zu übernehmen. Freilich hatten sie auch ihre Sorge. Neben dem Unterricht lagen ihnen gewissermaßen die Funktionen unserer Staatszeitungen ob, denn jedem nur irgend wichtigen Ereigniß, vornehmlich jeder Handlung des Kaisers, mußte ihre Muse Tribut zahlen. Und leider war es Sitte, diese Aufgabe nicht so schön, sondern so künstlich als möglich zu lösen; daher sank die Poesie jener Zeit bis zu faden Caesembourgs herab. Unser Aufonius war fleißig in diesem Felde; aber, zu seiner Ehre sey es gesagt, er nannte dies die Geißel der Grammatiker, Grammaticomastix. Er war davon durchdrungen, daß für seine rhetorischen Kunststücke Afranius und Plautus keine Citronenschale geben würden. Nach dreißigjähriger Wirksamkeit gelangte Aufonius zu der unverhofften Ehre, vom Kaiser Valentinian zur Erziehung des Kronprinzen Gratianus an den Hof nach Trier berufen zu werden. Das war das Amt der Seneca, Fronton und Lactantius gewesen, und mit Freude und Stolz ging Aufonius an die Aufgabe, der künftigen Generation der Menschheit ihren Herrscher heranzubilden. — Amyot schrieb für Karl IX. die Uebersetzung des Plutarch, Vèrefire für Ludwig XIV. die Geschichte Heinrich's IV., Fenelon für den Herzog von Burgund den Telemach, was schrieb Aufonius für den jungen Gratian?

Hier zeigte sich der Pedant. Wie ein Dorfschulmeister machte er Gedächtnisverse über alle Gegenstände, die der einjährige Kaiser lernen sollte. Vier Zeilen genügten ihm für die Geschichte Julius Cäsar's, „den der Senat, ihm feind gesinnt, getödtet hat.“ Gleichermassen wird die Geschichte der folgenden Kaiser behandelt. Aber man muß gesehen, der Dichter ist aufrichtig, er sagt den todtten Kaisern so viel Wahrheiten, als nur immer in so wenigen Versen angebracht werden können. Den Nero nennt er grausam, den Otho weiblich, den Vitellius infam, und so fort. Nach der Geschichte kommt die Geographie. Alle größere Städte des Reichs werden mit ein paar Reimen bezeichnet, die dem Kaiser immer die Vorzüge, nie die Bedürfnisse derselben schildern und gewiß während seines ganzen Lebens ihm im Gedächtniß geblieben sind. Darauf folgt in diesem Buche für Alles eine Orthographie und Etymologie. Hier aber ist Aufonius auf seinem Felde und sagt manches Ausgezeichnete. So z. B. lesen wir dort die Behauptung, daß eine gebildete Sprache keine Synonymen habe. Eine andere Arbeit, die wir glücklicherweise nur im Auszuge besitzen, ist dagegen wieder recht kindisch. Es ist dies ein Kalender für seinen erhabenen Zögling, der in schönen Versen geschrieben und mit zwölf Bildern geziert ist. Die Verse klappen gut und sind leicht zu behalten. Leider aber wird um diese Zeit der würdevollen römischen Sprache, um sie für Reime gelenkig zu machen, arge Gewalt angethan. Ihr Genies ist todt, der sie weiter bilden könnte, und was in ihr geschrieben wird, ist entweder nur Zusammenstellung schon vorhandener klassischer Phrasen, oder, wie es am häufigsten geschieht, nach dem Geiste einer fremden Sprache umgeschmolzen. Traurige Veränderung der Dinge! Der grünende lebendige Fels, auf dem das Kapitol gebaut war, ist zu weichem Wachs geworden, das jeden Eindruck annimmt und keinen behält. Für die Sprachen ist, wie für die Menschen, der bedauernswürdigste Charakter die Charakterlosigkeit.

Nächst dem Almanach schrieb Aufonius in usum Delphini eine Erklärung des Homer, die gründlich und unterrichtend ist. Kurioser für uns ist eine Komödie aus der Feder des Aufonius, die den Kirchenspielen im Mittelalter ähnlich ist. Sie heißt „das Spiel der sieben Weisen“ und hat eine unerreichte Einfachheit. Im Prolog entschuldigt sich Aufonius deshalb, daß er die sieben Weisen auf dem Theater erscheinen läßt; er beruhigt sich aber damit, daß es sich um griechische Philosophen handle und für diese, die aus dem Theater einen Tempel und ein Forum machten, nicht schimpflich sey, was Römern Schande brächte. Nachdem dies gesagt ist, erscheint Solon und sagt mit langen Kommentaren und Beweisen seinen Wahlspruch her: „Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen.“ Darauf kommen seine Kollegen, jeder mit seinem Motto. Keiner spricht mit dem Anderen, und zu Ende singen sie, als ignorirten sie einander völlig, gemeinschaftlich in verschiedenen Rhythmen das Resumé ihrer respektiven Philosophien.

Aufonius war übrigens, so naiv er auch hier erscheint, durchaus nicht ohne Malice und hat am Hofe des Valentinian, so zu sagen, ein schwarzes Buch über alle skandalöse Begebenheiten des Tages geführt, das er seine „Epi-

gramme“ nennt. Hierher gehören auch die Gelegenheitsgedichte, die er für den Kaiser schrieb, wenn derselbe etwa einen Hirsch erlegt oder anderwärts Gewandtheit oder Glück gezeigt hatte. Von diesen Epigrammen, unter denen sich manche sehr schöne befinden, sind einige von neueren Dichtern, wie von Fontenelle und Chénier, nachgebildet worden. Unser Rhetor aber nennt auch Epigramme die kleinen Gedichte, die von den Ereignissen seines eigenen Lebens hervorgerufen wurden, und hat damit seinem Biographen, der ihm auf seinen kleinen Wegen folgen und einen Blick in sein Inneres thun möchte, gar freundlich die Arbeit erleichtert. — Ja, wer du auch seyst, der du dich einst mit den Todten beschäftigt und auch meine Seele aus ihren hier und da zerstreuten Stücken wirst wieder aufbauen wollen, suche sie in den kleinen Versen, welche die ephemere Begeisterung dieses oder jenes Tages in mir erzeugte. Die Namen und die Schilderungen meiner Freunde und Geliebten, meine Feiertage, meine Gefahren und Freuden, alles dies ist in jenen untergegangenen Blättern verzeichnet, die du finden wirst, wenn du sie suchst, Freund flüchtiger Berühmtheiten, vergessener Gefühle, übertrössener Gedichte. — In seinen Epigrammen finden wir unseren Rhetor als Menschen. Hier vergißt er gar oft seine Stellung am Hofe und läßt seinen Gefühlen und seiner Zunge die Zügel schießen. Aber seine Gefühle jagen einander, wie die Phantasieen eines echten Dichters. Heute macht er seiner Frau, morgen der Kais, am folgenden Tage der Galla eine Liebeserklärung; am vierten kehrt er wieder zu seiner Frau zurück; die neue Kais aber läßt nicht lange auf sich warten. Indessen steigt sein Ansehen am Hofe. Die Kaiser nehmen ihn auf ihren Jügen mit sich, wie Ludwig XIV. Racine und Boileau in seinem Feldlager bei sich hatte. Und als die Barbaren von den Gränzen zurückgeschlagen waren und man die Beute theilte, fiel unserem Rhetor, wie dem Achill die Briseis, eine schöne gefangene Deutsche zu. Aufonius besang sie mit seinen schönsten Reimen und machte sie frei. Denn so waren jene stolzen Römer: vor einer Skavin mochten sie sich nicht bücken. Sie gaben der Frau, die sie liebten, die Freiheit und damit die Erlaubniß, sie selbst zurückzuweisen oder anzunehmen, wie es ihr beliebte. Unser Pädagog scheint diese Galanterie schwer gebüßt zu haben.

Der Kaiser Valentinian nahm die Verse des Aufonius in Affection, obwohl er sich selbst nicht immer in den Gränzen des Atticismus hielt. Eines Tages, als er in seiner guten Laune war, schrieb er selbst, *currente calamo*, ein gemeines erotisches Gedicht über die Ceremonien der Hochzeit. Die Verse waren nicht schön, aber der Kaiser war zufrieden und mit ihm natürlich der ganze Hof. In seinem Künstlerstolz fordert er den Aufonius heraus, eben so schöne Verse über denselben Gegenstand zu machen. Was soll Aufonius thun? Soll er ein besseres Gedicht machen als der Kaiser und ein ungeschickter Hofmann seyn? Soll er etwas schlechter dichten und den Spott der Welt auf sich rufen? Als eines Tages Ludwig XIV. Boileau Verse in seiner Manier zeigte, sagte der Dichter, sich verneigend: „Sire, nichts ist Ew. Majestät unmöglich; Sie wollten recht schlechte Verse machen, und es ist Ihnen vollkommen geglückt.“ Aufonius war feiger; der arme Rhetor zog sich damit aus der Affaire, daß er Fragmente von Versen aus dem Virgil zusammenschoppte, um ein gemeines Lied daraus zu gewinnen. Das können wir unserem Freunde nie vergeben, Virgil, den keuschen Virgil, den die Römer die Jungfrau nannten, so geschändet zu haben. Der Kaiser aber war zufriedener damit als wir und machte Aufonius dafür zum Consul. Mit Voltaire, der von Ludwig XV. für einige Opernverse zu Ehren der Schlacht von Fontenoy zum Pair erhoben wurde, konnte Aufonius singen:

Les honneurs et les bleus s'en vont pleuvant sur moi
Pour une farce de la foire.

Nachdem er seine Functionen als Hofmeister beendet hatte, wurde er nach der Reihe Präfect von Aethiä, Aegypten, Italien und Gallien und endlich, wie wir bereits erzählt haben, Consul. Die Römer des alten Roms werden in ihren Gräbern aufgeschreckt seyn, als die Victoren, die Fasces vor einem gallischen Grammatiker hertragend, über ihren Häuptern einherstritten. Es war dies eine jener Umwälzungen, die Juvenal als die äußerste Lächerlichkeit eines gesellschaftlichen Zustandes mit den Worten vorausgesagt hatte: *Si fortuna volet hies de rhetore consul* (Wenn das Schicksal will, kann es aus einem Rhetor einen Consul machen). Von dieser Zeit an ist Aufonius der bereiteste Lobredner des Gratian, der indes Kaiser geworden war. Die Panegyriken auf Trajan und Julian sind nichts gegen den des Aufonius auf Gratian, und wenn Plinius seinen Herrn lobt, so hat er wenigstens den Ruf des Trajan für sich. Uebrigens war es damals in den Schulen Sitte, solche Lobreden auf den Kaiser zum Thema für Ausarbeitungen zu geben. Das bildete die Zöglinge und lehrte sie früh, wie man schmeichle und lüge. Aufonius, muß man gestehen, hat in diesem Fache eine Musterarbeit hinterlassen. Der Kaiser, der ihm den kaiserlichen Stuhl gegeben, heißt darum der Gerechte, der Fromme, der Unbezwingliche, Germanicus, Alemanicus u. s. w. Der große Kaiser, in der That! er machte seinen Lehrer zum Quästor, Präfecten und Consul und kündigte ihm seine Ernennung durch ein gnädiges, höchstheines liebenswürdiges Handschreiben an. Und mit dem Titel und in der Sprache der Scipionen, des Fabius und des Aemilius Paulus redete der alte Pädagog den Kaiser an, wie man Ludwig XIV. in den Prologen zu den Opern anredete. Indes änderte die politische Bedenklichkeit in dem Charakter des Aufonius nichts, er blieb ein wohlwollender Mann und gab von seinen früheren Beschäftigungen nur das Unterrichten auf. Von seinen literarischen Arbeiten aus dieser Zeit ist ein beschreibendes Gedicht, „*Mosella*“, erhalten, das unstreitig sein bestes Opus ist. Auch finden sich noch Episteln vor, die er während seines Consulats verfaßte. Diesen Briefen aber sieht man es an ihrer leeren Gründlichkeit nur zu deutlich an, daß sie bloß geschrieben sind, weil

ihr Verfasser nicht aus der Gewohnheit des Stylisirens kommen wollte und, wie ein Calligraph, sich an der Uebung seiner Fertigkeit erfreute.

An das Christenthum des Aufonius ist nicht viel zu glauben; denn wenn er auch über die schwierigsten Mysterien der Kirche Gedichte machte, so mag dies doch bei einem Manne, dessen ganzes Leben in der Ueberwindung rhetorischer Schwierigkeiten bestand, nur rednerische Aufgabe gewesen seyn. Er ist Christ auf dieselbe Weise, wie wir in unseren poetischen Uebungen Heiden sind, wo wir die Venus und den Amor, den Zeus und alle große Götter anrufen. Bei Hofe hatte er auch nicht nöthig, den Glauben zu heucheln, den er nicht hatte, denn Valentinian selbst hat sich nie definitiv für Christus oder für Jupiter entschieden.

Als Gratianus durch seinen Nachfolger Maximus vom Throne gestürzt und ermordet worden war, zog sich Aufonius in sein Vaterland zurück und bebaut mit einer Ruhe seine Felder und Gärten, die nur an Sincinnatus und Diocletian erinnert. Die Erinnerung an sein politisches Leben aber verließte er so in seinem Geiste, daß er in den sonnigen Ebenen von Bordeaux auch nicht mit einem Verse des unglücklichen Gratianus gedachte, für dessen Preis ihm einst die lateinische Sprache zu arm gewesen war.

England.

Zur Geschichte der Eisenbahnen in England.

(Schluß.)

Der Enthusiast, auf den hier angespielt wird, war vermuthlich Herr George Stephenson selbst. Als dieser vor ein Comité des Unterhauses geladen wurde, um sein Gutachten über die in Vorschlag gebrachte Eisenbahn abzugeben, ersuchten ihn die Beförderer dieser Maßregel aufs angelegentlichste, die gesunde Vernunft der ehrenwerthen Herren nicht durch die Neugier zu beleidigen, daß er eine größere Schnelligkeit als zehn (engl.) Meilen die Stunde zu erzielen hoffe; und da er in der Hitze der Debatten von fünfzehn und selbst von zwanzig Meilen die Stunde zu sprechen anfing, wurde er mit einigen nicht sehr schmeichelhaften Ausrufungen begrüßt und zugleich der ziemlich deutliche Wink hinzugefügt, daß er fürs Tollhaus reif sey.

Am 8. October 1829 ging endlich der erste Versuch auf einem Theil der Liverpool- und Manchester-Eisenbahn vor sich, den man eigens dazu in Stand gesetzt hatte. Es stellten sich vier Maschinen zum Wettkampf, von denen jedoch nur zwei den Forderungen der Direction entsprachen: die „*Rocket*“, von Robert Stephenson, und die „*Novelty*“, von Braithwaite und Ericson erbaut. Man denke sich das Erstaunen der Zuschauer und vor Allem des Schiedsrichters, des Herrn Nicholas Wood, als die „*Novelty*“ mit Wettrenner-Schnelligkeit davonjagte und zwanzig (engl.) Meilen in der Stunde zurücklegte! — Die „*Novelty*“ war indessen nicht auf schwere Lasten eingerichtet, und bei den folgenden Versuchen zeigte sich ihre Maschinerie als unvollkommen, weshalb sie den Sieg und die Prämie ihrer Nebenbuhlerin überlassen mußte — was auch ohnehin der Fall gewesen wäre, indem die „*Rocket*“ unbeladen dreißig Meilen, mit einer Last von 13 Tonnen aber vierundzwanzig Meilen die Stunde lief. Sowohl die Eisenbahn als die Lokomotive waren unter der Leitung der beiden Stephenson mit dem vollständigsten Erfolge gekrönt, und der achte October 1829 ist die Ära — eine neue Perse oder Flucht — von der man mit Recht die Ausführung der wichtigsten Entdeckung neuerer Zeiten datiren kann. Am 15. September 1830 fand hierauf die Eröffnung des Schienenweges statt, die aber durch den unglücklichen Tod des Herrn Huskisson getrübt wurde, der als Parlaments-Mitglied für Liverpool zu den eifrigsten Beschüzern des Unternehmens gehört hatte. Auch dann war der Gedanke noch immer vorherrschend, daß die Eisenbahnen hauptsächlich zum Güter-Transport dienen würden, bis sich nach und nach die wichtige Thatsache herausstellte, daß ihr größter Nutzen und höchster Werth mit der schnelleren Beförderung der Passagiere verknüpft sey. Ehe jedoch diese große Wahrheit sich vollständig entwickelte und während die Liverpool-Manchester-Eisenbahn noch im Bau war, hatte man schon vierundzwanzig Parlaments-Akten auf neue Bahnen ausgewirkt; dann folgten zwischen 1830 und 1836 sechsundzwanzig, im Jahre 1836 allein neunundzwanzig und im Jahre 1837 fünfzehn Akten. Hierauf trat eine Stille ein, die zwei bis drei Jahre dauerte; aber der Unternehmungsgreiß loderte bald von neuem auf, und im vorigen Jahre kamen wieder vierundzwanzig Eisenbahn-Bills zu Stande, während man in der diesjährigen Parlaments-Sitzung nicht weniger als sechs- und sechzig Billschriften um die Verleihung solcher Privilegien einreichte, von denen über vierzig gebilligt wurden.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob die Regierung nicht besser gethan hätte, die Eisenbahnen unter ihre spezielle Leitung zu nehmen und sie nach einem planmäßigen System zu ordnen, statt die Errichtung derselben dem Gutdünken einzelner Privat-Compagnien zu überlassen. Aber abgesehen von dem Umstande, daß es der Regierung unmöglich war, die schnelle und riesenhafte Entwicklung eines anfangs so bescheidenen, so stark bezweifelten und selbst verlassenen Unternehmens vorauszusehen, ist es durchaus nicht erwiesen, daß administrative Maßregeln ein glänzenderes Resultat hervorgebracht hätten, als die fessellose Thatkraft und die unermesslichen Hülfquellen einer Nation wie England. Daß es nicht ganz ohne Mißgriffe abging, ist unbestreitbar, aber diese sind auch in Frankreich und in Belgien nicht vermieden worden, wo die Eisenbahnen unter der unmittelbaren Aufsicht des Gouvernements stehen, welches noch dazu das Vorbild Englands und Nord-Amerika's als Richtschnur vor Augen hat. Ein allgemeiner Operationsplan hätte zwar nicht unbedeutende

Summen Geldes erspart und wäre vielleicht in mancher Hinsicht von Nutzen gewesen, aber bei allen kleinen Unvollkommenheiten ist doch nie eine solche Reihenfolge gemeinnütziger und kolossaler Werke mit so überaus günstigem Erfolge zu Ende geführt worden.

Als die Römer-Herrschaft zuerst die Kultur in Britannien einführte, wurden jene großartigen Heerstraßen gebaut, die noch jetzt mit dem Namen der Roman roads bezeichnet werden und die seitdem als die Hauptadern der inneren Verbindungen und die Grundlagen aller späteren Begebauten gebildet haben. Man war bei ihrer Anlage mit so richtigem Blicke verfahren, daß sie dieselben Communications-Linien darboten, die bei dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft zur Errichtung der Eisenbahnen gewählt wurden; die meisten jener alten Straßen laufen in derselben Richtung und durch dieselben Gegenden, die jetzt von einem Eisenbahn-Netz durchkreuzt werden. Die süd-östliche (South-Eastern), London-Birmingham-, große Verbindungs- (Grand Junction) und Chester-Crewe-Bahnen sind an die Stelle der großen Watling Street von Dover nach Chester getreten. Die Gloucester- und Birmingham-, Derby-Verbindungs- (Derby Junction) und North Midland-Bahn weichen nur wenig von der römischen Straße ab, die unter dem Namen der Ricning Street bekannt ist. Der noch nicht ganz beendigte Schienenweg zwischen Bristol und Gloucester und der von Bath nach Exeter, der den südlichen Zweig des alten Foss Way ersetzt, werden die ehemalige römische Verbindungs-Linie zwischen York und Exeter vervollständigen. Die große westliche (Great Western) Eisenbahn nimmt mit einer geringen Abweichung die Stelle des römischen Iter von London nach Bristol ein, und die südwestliche (South Western) entspricht genau der Heerstraße, längs der Vespasianus zur Eroberung der Insel Wight marschierte. Die Brightoner und nordöstliche (Northern and Eastern) sollten sich nach ihrem ursprünglichen Plane die ganze Gegend entlang ziehen, die ehemals von der Ermine Street durchschnitten wurde, und die Eastern Counties Railway (Eisenbahn der östlichen Grafschaften) folgt der Spur einer römischen Heerstraße, die von dem Archäologen Horsley als die Icknild Street bezeichnet wird, während der Liverpool-Manchester-, Manchester-Leeds- und Leeds-Yorker-Schienenweg die Linie der nördlichen Watling Street ausfüllt. Die Bahnen, die von York nach Newcastle im Osten und von Manchester nach Lancaster im Westen führen, befinden sich fast in einer Linie mit den Straßen, welche einst das römische Heer auf seinen Zügen nach Schottland benutzte. Die Carlisle-Newcastle-Eisenbahn verbindet den Solway-Meerbusen mit der Mündung des Tyne auf dieselbe Weise, wie es durch die Militärstraße des Severus geschah; selbst die kleine Zweigbahn nach Maryport ist in den Itineribus zu finden, und noch weiter nördlich läuft die Edinburgh-Glasgower Linie durch den Distrikt des Antoninischen Walls. Auch in Nord-Wales gab es römische Straßen nach Bangor und Caernarvon und in Süd-Wales nach Milford-Haven, die aber nicht so deutlich zu erkennen sind als die übrigen. Die Taff-Valley-Eisenbahn erstreckt sich 30 Meilen weit in der Richtung, die man dem Julianischen Wege von Cardiff aus nordwärts zuschreibt, so daß etwa drei Viertel des Julianischen Weges und einige der mittleren und nordöstlichen Theile des Foss Way die einzigen Punkte des großartigen römischen Straßenbaus-Systems bilden, die nicht heutzutage in den bestehenden oder projektierten Eisenbahnen vertreten sind.

Es ist wohl nicht vorauszusetzen, daß die Erbauer der verschiedenen Eisenbahnen sich nach den alten römischen Straßen richteten; aber da diese Verbindungs-Linien ursprünglich von einem staatsklugen und mit praktischem Scharfblick begabten Volke gezogen wurden und Jahrhunderte lang die gewohnten Kanäle des inneren Verkehrs gebildet hatten, so folgten die neueren Ingenieure dem ihnen gleichsam von der Natur vorgezeichneten Operationsplan. Wenn wir also die weise Politik der Römer, die Erfahrung so vieler Generationen und die wachsame Sorgfalt des Privat-Interesses sich in der Wahl derselben Hauptlinien vereinigen sehen, so können wir mit Entschiedenheit behaupten, daß ein solcher Beweis ihrer praktischen Vorthelle das beste a priori ausgearbeitete Begebau-System aufwiegt und die Nicht-Einmischung der Regierung und des Parlaments vollkommen rechtfertigt.

Spazierreise von Athen nach London.

Unter den Vorzügen, die das jetzige Zeitalter im Vergleich mit allen früheren auszeichnen, ist die Schnelligkeit und Defonomie, mit der man weite Reisen zurücklegen kann, als einer der wichtigsten zu betrachten. Nicht allein werden die entferntesten Regionen der Erde einander dadurch näher gebracht, sondern man wird gleichsam in den Stand gesetzt, Zeit und Raum zu überspringen und die Einbildungskraft in den Tiefen der Vergangenheit schweifen zu lassen. Während der Kreuzzüge waren Jahre nöthig, ehe der Pilger die Wanderung nach dem heiligen Lande vollbringen konnte, und noch vor kurzem hielt man eine Reise nach Indien für ein so bedenkliches Unternehmen, daß sie selten zweimal im Leben ausgeführt wurde; wogegen man jetzt zur Spazierfahrt von London nach Jerusalem nur zwanzig Tage und nach Bombay nicht mehr als vierzig gebraucht. Sechzehn Tage reichen für den heutigen Touristen hin, um an Ort und Stelle das Ministerium Joseph's in Aegypten mit dem Sir Robert Peel's in England zu vergleichen und über die Wirkungen der ersten und der letzten Kornpreise, die uns die Geschichte darbietet, nachzudenken. In einer einzigen Woche kann der Pöfling den Palast Victoria's mit dem des August vertauschen, und es genügen drei Wochen, um ihn von dem

Geburtsort Konstantin's (York) nach dessen Hauptstadt zu verfahren. Vierzehn Tage bringen den Liebhaber klassischer Studien von dem Tower in London *) nach der Akropolis von Athen, wo er, auf dem Areopag sitzend, eine Parallele zwischen der kürzlichen Entscheidung der Doktoren in Oxford und denen der alten Theologen von Attila ziehen kann.

Einige Notizen über diese Tour werden dem Reisenden vielleicht nicht unwillkommen seyn. Als Einschiffungspunkte nach Griechenland hat man die Wahl zwischen Ancona, Triest und Marseille, welche respective fünf, sechs und neun Tagereisen von Athen entfernt sind. Oesterreichische oder französische Dampfschiffe gehen alle vierzehn Tage von obigen Häfen ab; das Brief-Festhalten wird in neunzig Stunden von London nach Marseille befördert, und die Couriere gebrauchen nicht viel mehr Zeit, um den Weg von London nach Triest zurückzulegen. Für diejenigen aber, die alle Strapazen vermeiden wollen, ist die angenehmste Straße nach Marseille die über Rouen, Paris und Chalons, von wo aus Dampfboote mit Schnelligkeit die Saone und Rhone hinabgleiten und bei Lyon und Avignon anlegen. Von dieser letzteren, so anziehenden alten Stadt fährt man in zwölf Stunden nach Marseille. Die Seereise von Marseille nach Athen wird durch das Einlaufen der Dampfboote in Livorno, Civita-Vecchia, Neapel und Malta noch interessanter. Aus folgendem Itinerarium der Route von Athen nach London kann man sich einen Begriff der verschiedenartigen und merkwürdigen Gegenstände bilden, die dem Fremden auf jeder Tagesreise entgegenstehen; um sie oberflächlich zu beschauen, reichen zwanzig bis fünfundzwanzig Tage hin, aber die doppelte Zeit würde dazu erforderlich seyn, um sie mit der Aufmerksamkeit zu betrachten, die sie in so reichlichem Maße verdienen.

Das prächtige Schauspiel, welches der Sonnen-Aufgang und Untergang in Athen darbietet, ist fast schon zum Sprüchwort geworden. Der Morgen erscheint selten oder nie mit „braunem Mantel bedeckt“, wie ihn die britischen Dichter schildern, sondern er hat noch immer die rothigen Finger, mit denen ihn Homer zum letzten Mal über die Epladen emporsteigen sah. Die Stunde, die zur Abfahrt der Dampfboote bestimmt ist, trifft glücklicherweise in den Monaten Mai und Juni mit Sonnen-Aufgang zusammen, und die zahlreichen Passagiere, die von der Stadt nach dem Piräeus eilen (der früher zwischen langen Mauern führende Weg ist durch eine makadamisirte, zum Theil aus deren Ruinen erbaute Straße ersetzt worden), — sehen mit gespannter Erwartung die ersten Strahlen über den Pnyx aufsteigen und die Höhen von Parnes, Egaleos und Pnyx erreichen, dann die Säulen des Parthenon erreichen und endlich bis zu dem niedrigen braunen Kamme des munichischen Vorgebirges bringen. Die Olivenhaine liegen bald hinter uns; in der unteren Stadt, wo noch die Spuren der Festungsthürme zu bemerken sind, finden wir eine leichte Caique (kibotos) bereit, die uns von dem wohlgebauten Quai nach dem Berd des neuen kleinen österreichischen Dampfers bringt, der gewöhnlich in dem Theil der Rhede liegt, den man einst den aphrodisischen Hafen nannte. Der Piräeus, der am Ende des Krieges sich nur zweier hölzerner Platten und der Ruinen eines alten Klosters rühmen konnte, ist jetzt zu einer Stadt von 2000—2500 Einwohnern angewachsen, welche regelmäßige Straßen, gute Quais und zwei ansehnliche Kirchen besitzt. Der Hafen hat Raum genug, um vier Linien-Schiffe, drei Fregatten und eine bedeutende Anzahl Dampfer, Kanonenboote und kleiner Kauffahrtschiffe aufzunehmen. Im Frühjahr 1844 war er auf diese Art besetzt, und im vorigen Jahre ward das englische Linien-Schiff „Powe“ durch den Admiral Mason in den Hafen geführt — der erste Dreidecker, der je im Porto Leone **) geankert hat. Um sechs Uhr passirt der pünktliche Oesterreicher den alten Hafendamm, und die Gräber der alten und neueren Helden Griechenlands, des Themistokles und Miaulis, verlassen, die sich an der munichischen Landspitze befinden, gleitet er bei dem Meerbusen von Salamis und der Insel an dessen Mündung vorbei, wo die persische Leibwache (die Unsterblichen des Xerxes) aufgerieben wurde.

Der wohlbekannte, im Bestalter August's geschriebene Brief des Sulpicius giebt die beste Schilderung dieser Scene und der Eindrücke, die sie auf die Gefühle des Reisenden hervorbringt. Zwischen dem Piräeus und dem Akropolis, dessen nördliche Spitze das Dampfboot in etwa vier Stunden erreicht, liegen Aegina, Eleusis, Korinth, wie sie der Römer sowohl als der Türke zurückließ, in Trümmern. Glücklicherweise ist jedoch die Religion der Christen an die Stelle des Götzendienstes der Ceres getreten, und statt der militairischen Tyrannei der Römer hat ein tapferes und betriebames Volk sich constitutionelle Freiheit errungen. Ein poetischer Seufzer des Bedauerns war Alles, was der römische Philosoph dem von seinen Landsleuten geplünderten und zerrissenen Griechenland schenken konnte, aber die warme Sympathie des christlichen Europa's zwang die zum Theil widerstrebenden Regierungen, es (nach langer Zögerung und Hinopferung des dritten Theils seiner Einwohner) aus den Händen der Ungläubigen zu erlösen.

Die Landenge von Korinth ist nicht allein wegen der Ueberbleibsel der Stadt merkwürdig, wovon nur noch einige sehr alte dorische Säulen stehen, die zu einem Tempel des Neptun gehörten, sondern auch wegen der Akropolis, einer majestätischen, natürlichen Festung, von der man die ganze Hügelreihe des Parnassus und Pelikon übersehen kann, und wozu man noch die Spuren der ishmischen Tempel und Mauern rechnen muß. Zwischen der Ankunft und dem Abgang der Dampfschiffe ist dem Reisenden eine zehnstündige Frist (von 12 Uhr Mittags bis 10 Uhr Abends) gegönnt, die vollkommen zur Besich-

*) In dessen Nähe die Dampfschiffe auf der Themse liegen.

**) Diesen Namen erhielt der Hafen im Mittelalter von den marmornen Löwen, die am Eingang desselben standen und später von den Venetianern mitgenommen wurden.

tigung dieser Trümmer hinreicht, und Pferde und Wagen werden in Bereitschaft gehalten, um ihn nach dem 6 engl. Meilen entfernten Korinth oder der am jenseitigen Ufer des Isthmus gelegenen Bai von Lutrakı zu befördern, wo der Dampfer aus Triest verborgen liegt, als ob er sich seines Sieges über Neptun in dessen geheiligter Wohnstätte schämte. Die Spuren der großen, aus massiven Quadersteinen erbauten und mit befestigten Thürmen versehenen Mauer, die sich quer über den Isthmus erstreckte, sind noch deutlich wahrzunehmen. Hier war es, wo die ısthmischen Spiele gefeiert wurden, und der Alfos oder heilige Hain, in dessen Mitte der Tempel Poseidon's stand, zog sich an jener Mauer entlang. Das Bruchstück einer ungeheuren krenelirten Säule ist das einzige Merkmal, woran die Stätte des Tempels zu erkennen ist, und die vielen geringeren Tempel, Altäre und Statuen, von denen Pausanias erzählt, werden durch eine einzige Kapelle vertreten. Gegen Osten liegt die weite Vertiefung, welche einst das berühmte Stadium bildete, dessen Ränder noch seine Ausdehnung bezeichnen und dessen Fläche mit grünem Korn bewachsen ist. Die ganze Scene gewährt einen entzückenden Anblick, in welchem Hügel und Thäler, von der heiligen Lanne gekrönt, die häufig zwischen den Ruinen emporsteigt, mit grünen Bergschluchten abwechseln. Von jeder kleinen Erhöhung öffnet sich eine bezaubernde Aussicht auf die klassischen Berge, die ehemals dem Pan, der Ceres oder den Musen geweiht waren, während das Reich Neptun's mit seinen blauen Bogen den verlassenen Hof des Meergottes von allen Seiten umringt. Es ist einer der wenigen Punkte auf unserer Erde, wo Natur, Geschichte und Poesie sich verbinden, um die Einbildungskraft aufzuregen und ihr ein fortlaufendes Gemälde vergangener Zeiten und Thaten vorzuführen — als dädalische Kunst in Sicyon erstand, als Pellas gestiftet und frei wurde, als Rom seine blutigen Siege erfocht und Paulus den größeren Sieg des Friedens predigte. Von Nero's Versuch, den Isthmus zu durchstechen, sind gleichfalls noch die Spuren vorhanden; sie befinden sich westlich von der Mauer an der Seeflässe, erstrecken sich jedoch nur ungefähr über den dritten Theil der Landenge. Die geringe Tiefe des Wassers auf der westlichen Seite des Isthmus, die langwierige Schifffahrt auf dem von hohen Bergen eingeschlossenen und den Windstillen und plötzlichen Stürmen ausgesetzten Golf von Korinth, die Unmöglichkeit der Stadt selbst und der geringe Bedarf der Umgegend bieten keine Aufmunterung dar, den Versuch zu erneuern. Sonst würden sich dem Unternehmen weiter keine Schwierigkeiten entgegensetzen, indem man leicht einen mit einem Paar Schleusen versehenen Kanal durch den Isthmus ziehen und die kleinen Fahrzeuge, die jetzt den ganzen Handels-Verkehr betreiben, auch ohne Dampf auf demselben fortschaffen könnte.

Bei Anbruch des Tages erreicht der Steamer gewöhnlich Vostizza, ein hübsches Städtchen, das durch den Umstand einige Wichtigkeit erlangt hat, daß es der Mittelpunkt des Korinthen-Baues und Exports so wie der Hauptort einer nicht unbedeutenden Provinz ist. In den Engpässen hinter der Stadt führt ein reizender Pfad bis zur Spitze des Berges, auf dem sich das berühmte Kloster Megaspelion, das größte in Griechenland, erhebt, dessen malerische Lage es vor allen ähnlichen Zufluchtsorten frommer Klausner auszeichnet. Es hält den Vergleich mit der Karthause von Vallombrosa aus, und wenn es auch weniger Pracht in der Architektur und den Verzierungen darbietet, so wird es durch diese Einfachheit noch ehrwürdiger. In den traurigsten Zeiten bewahrte hier Griechenland seine glänzendste Zierde — die Freiheit; denn als Ibrahim-Pascha die Dörfer der Morea verheerte und alle Thäler, mit Ausnahme Maina's, besetzt hatte, flüchteten die vornehmsten Häuptlinge ihre Familien und ihre Schätze hierher und verteidigten das Kloster mit Erfolg gegen die Angriffe des Feindes.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Maria Stuart, eine französische Oper. Ein junger Musiker, Herr Niedermeyer, dessen gewöhnlicher Aufenthaltsort Brüssel ist, hat für die Académie Royale de Musique in Paris eine „Maria Stuart“ geschrieben. Das Textbuch zu dieser Oper nennt Herr Henry Blaze in der Revue des deux Mondes (wo ihm die Chiffre H. W. angehört) eine „Chronik in fünf Akten“, die es auch in der That zu seyn scheint, denn es umfaßt das ganze Leben der schönen Königin von Schottland, von ihrem Aufenthalte als Dauphine am Hofe Heinrich's II. bis zu den Abenteuern der Gemahlin Darnley's und ihrem traurigen Ende auf Fotheringay, dem Schlosse ihrer königlichen Rivalin Elisabeth. Die fünf Akte verfehen uns also abwechselnd nach Frankreich, Schottland und England, und erst der letzte erinnert durch seine Handlung an das Trauerspiel Schiller's, von welchem der französische Kritiker sagt, es würde für den musikalischen Ausdruck der Leidenschaft, so wie für ein lyrisches Drama überhaupt, bei weitem mehr geeignet seyn, als das, was der Pariser Librettofabrikant — Herr Theodor Anne — für Herrn Niedermeyer zusammengestellt. Der Komponist hat unter diesen Umständen ebenfalls sich begnügt, eine Mosaik-Composition zu liefern, denn die Charaktere des ersten Aktes konnte er unmöglich auch noch in dem fünften Akt gebrauchen, da Rizzio im zweiten, Darnley im dritten, der Regent Murray, der im dritten Akt auftritt, im vierten Akt stirbt, Elisabeth erst im fünften Akt erscheint und nur Maria Stuart selbst und Bothwell von Anfang bis zu Ende Personen des Stückes bleiben. Nichts auch, sagt Herr Blaze, sey in der Musik

von dem Gegensatz der beiden Nationalitäten, der schottischen und der englischen, und eben so wenig sey von dem großen Kampfe der beiden Bekenntnisse, des katholischen und des protestantischen, etwas wahrzunehmen. Hierzu, zur Schilderung dieses Gegensatzes, zur Darstellung der Leidenschaften jenes Kampfes, zur musikalischen Gestaltung eines „Mortimer“, würde Niemand unter den jetzt lebenden Komponisten geschickter seyn, als der berühmte „auteur des Huguenots“, den Herr Blaze in dieser Anzeige des Niedermeyerschen Werkes nicht aufhört, zu citiren. Sogar bei Erwähnung des jungen, auch in Berlin bekannten Tenoristen Italo Gardoni, der in der Maria Stuart den Bothwell sang, unterläßt der Kritiker nicht, sich an den deutschen Komponisten zu wenden, über dessen Triumphe in Berlin man in Paris besorgt zu werden anfängt, weil man fürchtet, er werde der Wirksamkeit in Deutschland den Vorzug vor der in Frankreich geben. „Ach“, ruft Herr Blaze, „Meyerbeer hat jetzt andere Musik im Kopf als die unsrige, und am Vorabend des Tages, an welchem die Académie royale ihre Maria Stuart gab, ließ der Komponist des „Robert“ in Berlin seine „Campagne de Silésie, ou Vaterländisches Oper“, vor dem Könige von Preußen zur Einweihung des neuen Opernhauses aufführen. Freilich hatte Meyerbeer auch bei jener Pariser Darstellung ein Interesse, denn von den Debüts Italo Gardoni's hängt mehr oder weniger die endliche Entscheidung der Frage über Aufführung der längst erwarteten Oper in fünf Akten (des „Propheten“) ab, die seit einer Reihe von Jahren schon auf einen guten Tenor wartet. Wenn Gardoni mißfallen hätte, so würde dies dem berühmten Maestro nicht wenig unangenehm gewesen seyn, und wir hätten dann vielleicht unwiederbringlich auf die neue Oper verzichten müssen. Gardoni hat gefallen, und — vielleicht ist das dem Meister nicht minder unangenehm, denn nun fällt aller Vorwand fort, uns sein Werk länger zu entziehen. Möglich, daß unsere Vermuthungen uns täuschen, aber uns kommt es so vor, als wäre der berühmte Komponist des „Robert“ und der „Hugenotten“, wenn auch nicht ganz und gar für uns verloren, doch wenigstens anderwärts sehr ernstlich gebunden. Ein überlegener Einfluß macht ihn uns streitig, der Einfluß der Nationalität, welchem seine neueste Oper, deren Titel man nur zu kennen braucht, um sich davon überzeugt zu halten, eine Gewährschaft ist, deren Bedeutung man nicht zu verkennen vermag. Der König von Preußen hegt vor dem Talente Meyerbeer's große Achtung und wird gewiß Nichts versäumen, um ihn für immer in Deutschland zu fesseln — also, wer weiß, wer weiß!“

— N. Grefsch in Paris. Der russische Staatsrath, Herr N. Grefsch, ist wieder in Paris angekommen, wo er im vorigen Jahre um diese Zeit seine Widerlegung des Cusine'schen Buches schrieb — eine Widerlegung, die bekanntlich die Aufmerksamkeit auf das letztere, das bei allem seinem Gepritz doch voll ethnographischer, statistischer und politischer Schätze ist, nur um so mehr gelenkt hat. Herr Grefsch ist Russe durch Geburt, wie durch Erziehung und literarischen Ruf; Niemand in Deutschland hat es ihm daher je zum Vorwurf gemacht, daß er Angriffe auf russische Nationalität und Sitte, die etwa von Frankreich oder anderswoher kommen, mit seinen besten Kräften bekämpft und zurückweist. Und hätte er es überall mit Geist, Geschicklichkeit und Wahrheitsliebe gethan, so würden auch diese gewiß in Deutschland anerkannt worden seyn. Gleichwohl wird jetzt von einem französischen Freunde des Herrn Grefsch, von Herrn S. Merimee, der selbst einen Aufenthalt in Rußland beschrieb und dabei gegen Cusine polemisiert hat, in der Revue de Paris gesagt, die deutsche Presse habe „Insinuationen“ wider Ersteren vorgebracht, die von der französischen wiederholt worden seyen, und die nöthwendig widerlegt werden müßten, damit man Herrn Grefsch nicht etwa gar „wegen der nicht sehr moskowitzischen Endung seines Namens für einen an den Zaren verkauften politischen Abenteurer von zweideutiger Nationalität halte.“ — Wir müssen gestehen, daß wir die Absicht der sehr auf Schrauben gestellten Ausdrücke des Herrn Merimee nicht ganz begreifen, und lassen daher den betreffenden Artikel, so weit er in dem Vorstehenden nicht schon enthalten, selbst folgen: ... „Demnach (fügt Herr Merimee hinzu) sollte man wissen — und in Paris leben Russen genug, die es bestätigen können — daß sich N. Grefsch in seinem Vaterlande durch Talent und Arbeit eine angesehenere Stellung geschaffen, und dies ist eine Art von Verdienst, die man besonders in Frankreich immer sollte zu ehren wissen. Er ist der erste russische Grammatiker und hat der Philologie ausgezeichnete Dienste geleistet. Bei Lesung des Werkes „La Russie en 1839“ hat ihm der Unwille die Feder in die Hand gegeben, und das ist ein Gefühl, das ziemlich leicht zu begreifen, ohne daß man nöthig hat, an andere Einflüsse zu denken. Ist dasselbe nicht von mehr als Einem Kritiker in Frankreich und England getheilt worden? Es wird hinzugefügt, daß in Folge dieser Widerlegung, mit der die russische Regierung nicht zufrieden war, N. Grefsch in Ungunst gerathen sey und nun seine Zeit der Verbannung unter uns zu verleben habe. Wärelch, es ist doch zu naiv, zu glauben, daß die in Ungnade gefallenen Russen nach Paris geschickt werden, um hier Buße zu thun; im Gegentheil, man weiß, daß keine Strafe so sehr von ihnen gefürchtet wird, als die der Verweigerung eines Reisepasses. Mit allen Kräften protestiren wir gegen diese leichtsinnigen oder übelwollenden Insinuationen. Wenn Rußland und Frankreich durch die Politik getrennt werden, so ziemt es sich wenigstens, daß sie ihre beiderseitigen Schriftsteller kennen und achten lernen, und daß mitten unter so vielen aufregenden Fragen die Literatur ein neutrales Gebiet verbleibe, wo sie ihre Sympathieen mit einander austauschen und sich die Hand reichen können.“